

REZENSION

Steven E. Aschheim: Scholem, Arendt, Klemperer. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten

Steven E. Aschheim: Scholem, Arendt, Klemperer. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten, übersetzt v. Jan Eike Dunkhase, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2023, 149 S., ISBN: 978-3-86393-165-0, EUR 18,00.

Besprochen von Inka Sauter.

In dem schmalen Bändchen *Scholem, Arendt, Klemperer. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten* nimmt sich Steven E. Aschheim Egodokumente vor, anhand derer er auf nichts Geringeres als die Sollbruchstellen deutsch-jüdischer Zugehörigkeit im 20. Jahrhundert verweist. Gershom Scholems Tagebücher und Korrespondenz, Hannah Arendts Briefwechsel mit ganz verschiedenen Gesprächspartnerinnen und -partnern sowie die Tagebücher Victor Klemperers bilden die primären Textgrundlagen. Diese „private[n] Aufzeichnungen“ reflektieren „den öffentlichen Bereich [...], um aus unerwarteten Blickwinkeln die Intensität und das Drama der europäischen und jüdischen Erfahrung des 20. Jahrhunderts zu registrieren“ (S. 13). Aschheims exemplarische Studie basiert auf den Gustav A. and Mamie W. Efroymsen Memorial Lectures, gehalten zwischen dem 10. und 14. Oktober 1999 am Hebrew Union College in Cincinnati (Ohio), und liegt 23 Jahre nach der englischsprachigen Erstveröffentlichung nun auch in deutscher Übersetzung vor. Die späte deutschsprachige Publikation führt indessen keineswegs zu einem Veralten des Inhalts – im Gegenteil: Aschheims Analyse nähert sich aus den Momenten der Krise heraus jenem Zusammenhang an, der mit der Adjektivverbindung „deutsch-jüdisch“ beschrieben wird und der nicht an historischer Relevanz eingebüßt hat. Der Bindestrich mag zwar – unter anderem aufgrund eines asymmetrischen Interpretationsspielraums – verschiedentlich kritisch hinterfragt werden, aber als Quellentopos hat er seinen festverankerten Ort; er ist und bleibt Bestandteil vergangener Selbstbeschreibungen. In gesteigerter Intensität scheint es an der Zeit, daran zu erinnern, dass deutsch-jüdische Zugehörigkeit nie direkt festgelegt war, sondern vielmehr einen Problemhorizont aufspannte, dem auch das allgemeine Verständnis von Zugehörigkeit in der Moderne innewohnte – dies aufzuzeigen gelingt Aschheim auf gleichermaßen bündige wie zugängliche Art und Weise.

Aschheims Buch ist in drei Kapitel gegliedert: „Gershom Scholem und die Erzeugung jüdischer Selbstgewissheit“ (S. 15–47), „Hannah Arendt und die Komplexität jüdischen Selbstseins“ (S. 49–78) und „Victor Klemperer und der Schock multipler Identitäten“ (S. 79–108). Die einzelnen Kapitel stehen weitgehend für sich, beziehen sich jedoch kohärent aufeinander. Es geht dabei eben nicht um die großen Werke, nicht etwa um *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen* oder *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, sondern um Tagebücher und Briefe, und doch werden Fragen allgemeiner Deutbarkeit der je eigenen Selbstverortung von Aschheim immer wieder auch auf andere Schriften

erweitert. In gewisser Weise stellt *Scholem, Arendt, Klemperer* eine Ergänzung zu George L. Mosses zentraler These in *German Jews Beyond Judaism* (dt. *Jüdische Intellektuelle in Deutschland*) aus dem Jahr 1985 dar. Mosse, dem Aschheim sein Buch widmet, führte in seiner ebenfalls aus Efroymsen Lectures hervorgegangenen Schrift aus, dass Liberalismus und Bildung die zentralen Vehikel „deutsch-jüdischer Identität“ gewesen seien. Aschheims Leitfrage ist wiederum die nach „deutsch-jüdischer Identität“ angesichts der historischen Zerrüttungen.

Im ersten der drei Kapitel werden Scholems „Jugend- und Nachjugendtagebücher“ zusammen mit dessen „gigantische[r] Korrespondenz“ (S. 7) thematisiert. Die Tagebuchaufzeichnungen Scholems, die im Alter von 15 Jahren einsetzen, schildern die Bewältigung von Identitätskrisen eines Jugendlichen, die erstaunliche Kontinuitäten zu dem herangewachsenen Scholem aufweist, wie er sich später in seinen Briefen darstellt. Scholem könne, schreibt Aschheim, als ein „ursprünglicher‘ Zionist“ (S. 8) gesehen werden; bereits zu dessen Schulzeiten habe sich etwa der Direktor bei den Eltern beschwert, dass er die Mitschüler in „Deutsche und Juden“ zu splitten suchte (S. 28). Scholem ging 1923, mit 25 Jahren, in den Jischuw, lebte seitdem in Jerusalem und blickte aus geografischer Distanz auf den weiteren Anstieg des Antisemitismus, auf den Nationalsozialismus und die Shoah. Die Frage nach deutscher Zugehörigkeit stellte sich ihm nicht mehr – zumindest nicht unmittelbar. Von der deutschen Gedankenwelt war er freilich durch und durch geprägt. In der Rezeption Scholems gibt es im Hinblick auf seine frühen Positionsbestimmungen perspektivische Verzerrungen, die Aschheim mit Gespür für die Zwischentöne herausarbeitet. Dies betrifft zum einen die Selbstdarstellung: So sehr sich Scholem auch eindeutig zuordnen konnte, zeigten sich doch Momente des Aufbrechens. Zum anderen wird seine Position auf die historischen Ereignisse bezogen: Die sprachliche Trennung von „Juden und Deutschen“ verbreitete sich auch im Bereich der Selbstwahrnehmungen spätestens in der Zeit des Nationalsozialismus und vor diesem Hintergrund werden Scholems frühe Distanznahmen ex post mitunter als helllichtig gedeutet. Obwohl diese in der Rezeption als Kassandrablick erscheinen können, waren sie zunächst allerdings – das legt Aschheim in aller Deutlichkeit dar – auf anderes gerichtet, auf die Frage von Zugehörigkeit in einer Zeit, in der diese zwar schon über kollektive Wesenheiten erschlossen wurde, aber eben als erzeugte „Selbstgewissheit“.

Hannah Arendts Denkbewegung, ihre Reflexion „zwischenmenschlicher Werte“ wie der Spannung „der persönlichen und politischen Sphäre“ (S. 52f.), wird durch die Briefwechsel, insbesondere mit dem einstigen Geliebten Martin Heidegger, dem Doktorvater und Freund Karl Jaspers und ihrem zweiten Ehemann Heinrich Blücher, vorgestellt. Doch auch die Korrespondenz mit Mary McCarthy, Kurt Blumenfeld und anderen findet im zweiten Kapitel Erwähnung. Dass die 1906 in Königsberg geborene Arendt Heidegger 1925 in Marburg während ihres Studiums kennenlernte und eine Affäre mit ihm begann, ist bekannt. Inwiefern sich aber in ihren Briefen an ihn, bald auch an Jaspers und im französischen Exil, später in New York auch an Blücher die Komplexität des „jüdischen Selbstseins“ ausdrückte, ist sonst kaum präsent. Der Fokus auf diese Korrespondenz mag hier zunächst zwar irritieren, da es anmuten kann, als ob es für die Sichtbarmachung von Arendts Positionen der Männer bedürfe. Aber Aschheim konterkariert diese Perspektive gekonnt, indem er gerade die in Arendts Briefen kritisch reflektierte Asymmetrie – eben

auch im Geschlechterverhältnis – herausarbeitet. Für ihn waren es „die Beziehungen zu nichtjüdischen Männern, in denen die Konflikte und Streitfragen leidenschaftlich ausgetragen wurden“, er begreift sie gar als „Beispiele für eben jene Art von Gespräch, dessen Zustandekommen Scholem leugnete: Gespräche, in denen das Jüdischsein eine explizite und sogar entscheidende Rolle spielte“ (S. 53). Durch diese Vorgehensweise zollt er Arendts Selbstreflexion in ihrer Komplexität Rechnung und zeigt in exemplarischer Analyse, wie „ihr Leben und Denken leidenschaftlich mit den zentralen Dilemmata der jüdischen Erfahrung verbunden waren“ (S. 74).

Den Abschluss der Studie bilden die Tagebücher Klemperers, die heutzutage recht bekannt sind und aus ihrer Bekanntheit heraus geradezu emblematisch für jene „Geschichte von innen“ (S. 13) stehen, die Aschheim in seinem Buch allgemein beschreibt. In dem Übergang von Arendt zu Klemperer erinnert Aschheim allerdings daran, dass dies nicht immer so war: In dem 1968 veröffentlichten Essayband *Men in Dark Times* erwähnte Arendt Klemperer beispielsweise nicht. Klemperer, den Aschheim mit seiner 1947 erstveröffentlichten Schrift *LTI* treffend als „Pionier der Erforschung totalitärer Sprache“ (S. 81) beschreibt, wurde erst später mit der Publikation seiner Tagebücher aus der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus Mitte der 1990er Jahre von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen. Es gibt daher eine Verschiebung in der Zeitgenossenschaft, die Aschheim in die Betrachtung einbezieht. Klemperer war 16 Jahre älter als Scholem und 25 Jahre trennten ihn von Arendt; er hatte seine Prägungen zuerst im deutschen Kaiserreich und dann in der Zeit des Ersten Weltkriegs erfahren. Aschheim hebt hervor, wie für Klemperer nicht erst in den Jahren des Nationalsozialismus, sondern bereits in der Weimarer Republik trotz seines „Beharren[s] auf seinem Deutschsein“ auch „sein Jüdischsein [...] ein Faktor“ war (S. 94). Aber die „multiplen Identitäten“, in deren Rastern die Erfahrung des Antisemitismus, die oftmals verheimlichte jüdische Herkunft wie auch das Wissen um das eigene Jüdischsein zusammenspielten, waren jedoch in den Jahren des Nationalsozialismus in neuer Form herausgefordert. So fragte Klemperer im Oktober 1935: „Wohin gehöre ich?“ und begriff sich als „nichts [anderes] als Deutscher oder deutscher Europäer“ (S. 100). Nach dem aufgenötigten Umzug „in ein ‚Judenhaus‘ [...] gab es Momente offensichtlicher Transformation“. Im April 1941 hielt Klemperer fest: „Früher hätte ich gesagt, ich urteile nicht als Jude [...]. Jetzt: Doch, ich urteile als Jude“. Den Grund dafür sah er nicht in wiedergewonnener Tradition, sondern in der „jüdischen Sache im Hitlertum“, die eben auch auf ihn selbst bezogen war und „in der gesamten Struktur, im ganzen Wesen des Nationalsozialismus zentral steht“ (S. 100).

Insgesamt beschreibt Aschheim in eindrücklicher Form, wie die deutsch-jüdische Gedankenwelt historisch herausgefordert, infrage gestellt und schließlich zerstört wurde. Er nähert sich den nicht mehr (und nie ganz) gewissen Selbstwahrnehmungen Schritt für Schritt an und lässt dabei auch die Bedeutung der unterschiedlichen Entfernungen vom einstigen Zentrum nicht aus dem Blick: „Wo Scholem Europa ideologisch den Rücken kehrte und Arendt radikal das abendländische Vermächtnis zu überdenken versuchte, war Victor Klemperer dessen großer Anwalt“ (S. 78). Aschheim arbeitet in seiner grundlegenden Studie in beeindruckender Weise heraus, wie „deutsch-jüdische Identität“ in den Krisenzeiten des 20. Jahrhunderts befragt und verhandelt wurde, wie sie zwar nicht als homogenes Phänomen angesehen werden kann, aber sich doch in einem

Problemhorizont bewegte. Die Lektüre sei insbesondere auch jenen anempfohlen, die sich mit Fragen von Zugehörigkeit und deren Sollbruchstellen allgemein beschäftigen.

Zitiervorschlag Inka Sauter: Rezension zu: Steven E. Aschheim: Scholem, Arendt, Klemperer. *Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 18 (2024), 35, S. 1–4, online unter https://www.medaon.de/pdf/medaon_35_sauter.pdf [dd.mm.yyyy].

Zur Rezensentin Inka Sauter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Martin-Buber-Professur für Jüdische Religionsphilosophie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihr aus der Dissertation hervorgegangenes Buch „Offenbarungsphilosophie und Geschichte. Über die jüdische Krise des Historismus“ ist 2022 bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen. Derzeit forscht sie zu den Repräsentationen der deutschen Sprache im Werk Martin Bubers.